

GLASKUNST

Steinhart und hauchzart

Aus Quarz, Asche und Kalk wird im Bayerischen Wald Glas hergestellt, und das seit 700 Jahren. Die goldenen Zeiten der Branche sind lange vorbei, doch die Kunst lebt weiter. In Hütten, die für ihr Handwerk brennen

TEXT TATJANA KERSCHBAUMER



Design ist die Zukunft, auch bei der Manufaktur Poschinger

Wer im Bayerischen Wald nach Pilzen sucht, kann schon mal mit Glas nach Hause kommen. So erging es vor Jahren einem Wanderer, der statt frischen Pfifferlingen für die perfekte Schwammerlsuppe unter einem Baumstumpf eine alte Holzkiste mit Trinkgläsern entdeckte. Heute stehen die schlichten Gläser in einer blank geputzten Vitrine im Glasmuseum Frauenau.

An der Fundstelle war vermutlich einst eine Glashütte. Welche genau, ist unbekannt. Was aber sicher ist: Glas wächst im Bayerischen Wald sprichwörtlich aus dem Boden. Seit Jahrhunderten pflegt die Region die Kunst der Glasherstellung; noch heute werben an jeder Straßenecke Schilder: »Glaswerksverkauf«, »Glasatelier«, »Malerei und Glas«. Erfunden haben die Bayern das zerbrechliche Gut indes nicht. Man vermutet, dass das erste Glas als Zufallsprodukt entstand, als man bei extrem hohen Temperaturen Keramik brennen wollte. Archäologen stießen in Ägypten und im Irak auf 4000 Jahre alte Glasfunde.

Weil der Mensch schöne, schillernde Dinge liebt, kam die Herstellung von Glas immer mehr in Mode. Vor 700 Jahren erreichte das Handwerk den Bayerischen Wald. Der galt im Mittelalter als dunkel, unwirtlich und vor allem: als unrentabel. Das Gebiet war dünn besiedelt, mit Wald bedeckt und von rauem Klima gezeichnet und kam so für



Augen zu und hoch: Glasmacher Marcus Hackl hebt eine große Flasche aus der Form, schwer und noch über 600 Grad heiß

Die Familie Poschinger führt heute eine der ältesten Glasmanufakturen der Welt. Der Wappenbrief von 1547 bestätigt die Verleihung des Familienwappens, 1605 erwirbt die Familie die Glashütte in Frauenau. Um 1750 sind unter Johann Michael I. (rechts) zehn Standorte in Betrieb, heute ist einer geblieben – geführt von Benedikt Freiherr von Poschinger



die übliche Landwirtschaft kaum in Frage. Die Ansiedlung von Glashütten, so vermutet man heute, war der Versuch, den Wald wirtschaftlich zu nutzen. Und hieß für die Grundherren: endlich Abgaben zu kassieren.

Die Voraussetzungen sind ideal, der Bayerische Wald bietet die wichtigsten Rohstoffe, die zur Glasherstellung nötig sind – Quarz und Holz. Die Gemeinde Frauenau nennt sich selbst »Das gläserne Herz des Bayerischen Waldes«. Hier produzieren zwei Glashütten: Poschinger und Eisch. Der Ort liegt an der sogenannten Glasstraße, es gibt dort »Gläserne Gärten« zu bewundern. Auf grünen Wiesen stehen Glaskulpturen von Künstlern aus aller Welt, glitzern gläserne Herzen, Obelisken und Bäume vor blauem Himmel.

Zu Beginn der Glaskunst, erklärt Sven Bauer, Kurator im Frauenauer Glasmuseum, sei der Quarz wohl nur oberflächlich zusammengesucht worden, simples Steineklauben. Die Bäume lieferten die zum Schmelzen des Glases nötige Pottasche. Dafür wurden die Bäume von innen angezündet; manchmal brannten und schwelten sie tagelang. War der Baumvorrat um eine Hütte herum aufgebraucht, zogen die Arbeiter weiter, tiefer in den Wald. So konnten die Glashütten zunächst nie sesshaft werden.

Man darf nicht denken, dass sofort perfekte Trinkgläser produziert wurden«, sagt Bauer. Das Glasmachen im Bayerischen Wald habe klein angefangen. Genau er gesagt: klein und kugelförmig – denn Perlen für Rosenkränze waren die ersten Arbeiten der Glasmacher. So hatten Klöster und Geistliche erheblichen Anteil am Aufschwung

der Glasmanufaktur. Zum einen, weil sie Käufer dieser neuen Kunst waren. Zum anderen, weil sie das Wissen darum bewahrten und weitergaben. Der eine oder andere Mönch soll sogar selbst Glas gemacht haben.

Durch und durch weltlich geht es heute in der Glashütte Poschinger in Frauenau zu, der ältesten deutschen Glasmanufaktur in Familienbesitz. Hinter den zischenden Dampfschwaden, die entstehen, wenn der Glaskolben zum Abkühlen in frischem Quellwasser gedreht wird, taucht kein Mönch auf, sondern ein stämmiger Mann im roten Polo-Shirt. Am Ofen stehen kistenweise Spezi-Flaschen, damit die Angestellten bei der heißen Arbeit nicht austrocknen. Eine Schulklasse samt schwitzender Lehrerin lässt sich zeigen, wie man Gartenkugeln bläst. Benedikt Freiherr von Poschinger führt die Firma in der 15. Generation, Glasmachen ist nicht nur Kunst, sondern auch hartes Geschäft.

Zu seinem Unternehmen zählten einmal zehn Hütten und mehrere Hundert Arbeiter. Heute gibt es noch eine Manufaktur, in der 25 Mitarbeiter anpacken. Seitdem sich der Weltmarkt für Glas geöffnet hat, Pressglas bei Ikea und in jedem größeren Supermarkt steht und das zerbrechliche Gut – weil die Rohstoffe leicht erhältlich sind – überall produziert werden kann, ist es für die Hütten im Bayerischen Wald schwierig geworden. Viele haben dichtgemacht. Poschinger hat überlebt. Geholfen hat, dass jahrelang Geld aus dem zum Unternehmen gehörenden Forstbetrieb in die Glashütte gesteckt wurde. Und dass die Familie das Geschäft radikal neu ausgerichtet hat. Statt Trinkgläser und Glas-Service für Kaufhäuser entstehen bei Poschinger nur noch Einzelstücke – sei es der zerbrochene Glaslampenschirm eines Schloss-

besitzers, der diesen originalgetreu rekonstruieren lassen möchte, oder gläserne Tischbeine für Designermöbel.

Und doch ist hier vieles beim Alten geblieben. Das Glasmachen an sich hat sich seit Jahrhunderten kaum verändert; die Zutaten sind immer noch dieselben. Quarz, Soda, Asche und Kalk werden vermengt und anschließend geschmolzen. Im sogenannten »Giftkammerl«, sicher verschlossen, lagern die Metalloxide, die dem Glas seine Farbe geben, wenn es nicht klar – im Glasjargon kristall – bleiben soll. Rauchgrau, Stahlgrau, Russischgrün: 15 Farben stellt Poschinger her. Ihre genaue Mischung ist Hüttengeheimnis. Damit auch ja keine Prise Russischgrün ins Stahlgrau gerät, benutzt der Schmelzermeister 15 verschiedene Schaufeln. Schon ein Milligramm des falschen Oxids im Gemenge, und die Farbe des Glases könnte sich komplett ändern.

Die Schmelze beginnt, wenn die Glasbläser Feierabend machen. Dann wird der Ofen bis auf fast 1500 Grad erhitzt. Geheizt wird allerdings nicht mehr mit Holz, sondern mit Gas – für 17000 Euro pro Monat und Ofen. Soll die Schmelze schneller gehen, werden dem Gemenge alte Scherben derselben Farbe hinzugefügt. Das verkürzt die Prozedur, die im Schnitt zehn Stunden dauert. Deshalb wird in einer Glashütte nichts weggeworfen; selbst noch so kleine Scherben werden sorgfältig zusammengekehrt und eingelagert – in 15 unterschiedlichen Holztrögen, versteht sich. Wobei Scherbe nicht gleich Scherbe ist, alte, zerdepperte Gurkengläser oder Bierflaschen kommen hier nicht in den Ofen.

Wenn die Glasbläser am nächsten Morgen wieder die Hütte betreten, blubbert die Grundmasse zäh und golden

wie Honig in den sogenannten »Häfen«, den großen, runden Töpfen aus Schamott, die im Ofen stehen. Mit ihren dünnen Glasmacherpfeifen fischen die Arbeiter eine kleine Menge heißes Glas aus dem Hafen, pusten hinein, walzen es auf einer eisernen Platte hin und her. Wird Glas gemacht, muss alles im Fluss bleiben, das Material ebenso wie die Bewegungen. »Wenn man hier als Lehrling anfängt, gibt es aber erstmal mehr Scherben als irgendetwas anderes«, verrät einer, der schon lange kein Lehrling mehr ist.

Durch das Aufblasen und das Walzen entsteht eine kleine Hohlkugel, die Glasmacher »Kölbl« nennen, anfangs ist es noch viel zu klein, um die Vase oder den schloss-tauglichen Lampenschirm zu errahnen, der daraus entsteht. Deshalb geht es gleich ans sogenannte Überstechen: Wird das Glas kälter und ist damit schwieriger aufzublasen, tunkt der Glasbläser die Pfeife erneut in den Hafen. Wieder und wieder, bis er endlich die gewünschte Menge Glas herausgefischt und in Form gebracht hat. Bis zu 30 Kilo kann das Stück am Ende wiegen, der Arbeiter muss es manchmal mit nur einer Hand halten. Kein Beruf für Schwächlinge.

Dann qualmt es wieder, riecht nach verbranntem Holz, denn das »Kölbl« wird in eine Holzform gepresst, die dem Glas unter ständigem Weiterpusten endlich die gewünschte Gestalt gibt. Schließlich wird die Holzform auseinandergeklappt – und gibt, wie von Zauberhand, einen Wasserkrug oder eine Schale mit elegantem Fuß frei. Jetzt muss das Glas nur noch abkühlen, bevor es geschliffen und graviert werden kann. Stundenlang ruckelt es durch ein Band in einem

Es qualmt, zischt und dampft in brütender Hitze



Wie heißen Honig löffeln: Mit einem Stahlrohr drehen die Glasmacher bei Poschinger in Frauenau die zähe, goldene Masse aus dem Feuer heraus

In einer Glashütte zählt jede noch so kleine Scherbe

MERIAN SCHAUEN UND KAUFEN



Glasiger Blick: Scott Chaselings Werk »Heart(h)« steht in den »Gläsernen Gärten« von Frauenau

Glasmuseum Frauenau

Hier wird die Kulturgeschichte des Glases von der Antike bis heute gezeigt. Sehenswert sind die Kollektion von Skulpturen aus der Internationalen Studioglasbewegung sowie die **Gläsernen Gärten** von Frauenau, die rund um das Museum liegen. **Frauenau, Am Museums-park 1, www.glasmuseum-frauenau.de**

Glasmuseum Passau

Hier wird die weltweit größte Sammlung von Glas aus dem Bayerischen Wald und Böhmen präsentiert. Von den über 30.000 Gläsern im Bestand werden 15.000 ausgestellt. Initiator des Museums war der Rotel-Tours-Gründer Georg Höllt, eröffnet hat es

1985 Astronaut Neil Armstrong, dessen Foto im Foyer hängt. **Passau, Schrottgasse 2 www.glasmuseum.de**

Manufaktur Poschinger

Das Familienunternehmen gibt es seit 1568, Besucher können hier die schweißtreibende Arbeit in einer Glashütte erleben – und beim Werksverkauf ein paar schöne Erinnerungsstücke mitnehmen.

Frauenau, Moosauhütte 14 www.poschinger.de

Manufaktur Eisch

Erwin Eisch war einer der Pioniere der Studioglasbewegung. Seiner Familie gehört die Glashütte; mit Galerie, Führungen und Shop. **Frauenau, Am Steg 7 www.eisch.de**

»Kühlofen«, der anfangs 500 und ganz am Ende immer noch 40 Grad heiß ist. Ließe man das Glas einfach draußen stehen, würde es zu schnell kalt werden – und zerspringen.

Wie eine Achterbahnfahrt verlief die Geschichte der Glaskunst im Bayerischen Wald. In der Renaissance war plötzlich filigraneres, helleres Glas aus Venedig gefragt und stahl dem schlichten, oft grün schimmernden »Waldglas« die Schau; in einigen Städten durfte es nicht einmal mehr verkauft werden. Immer mehr Hütten im Bayerischen Wald versuchten, ebenfalls Glas nach venezianischer Art zu fertigen. Mit mäßigem Erfolg. So besannen sich Handwerker und Glasmacher auf ihre Grundkompetenz: Glasperlen für Schmuck und Rosenkränze, die übrigens ein begehrtes Zahlungsmittel im Kolonialhandel waren. Im Dreißigjährigen Krieg kam die Glasherstellung jedoch fast zum Stillstand, viele Hütten mussten schließen. Im Barock und im Biedermeier ging es wieder bergauf, in den Weltkriegen steil bergab. Oft bekamen die Manufakturen gerade so die Kurve. Der jüngste Knick liegt rund 25 Jahre zurück. Der Fall der Mauer und die Öffnung der Grenzen spülten billiges Glas aus dem Osten auf den Markt. »Da stand man auf Messen mit seinem Sektglas für 8 Mark 50, und daneben boten Weißrussen das gleiche für 2 Mark 50 an«, erinnert sich Benedikt Freiherr von Poschinger.

Wenn früher ein Kunde zu meinem Vater kam und sagte: »Ich hätte gern 50 Krüge«, hat er gesagt: »Häng noch ein oder zwei Nullen dran, dann reden wir drüber«, erzählt Poschinger weiter. So sah die goldene Zeit des Glases aus. Noch bis in die 1960er Jahre waren hochwertige Trinkgläser ein reines Handarbeitsprodukt. Dann kamen die Maschinen. Sogar für Profis ist es mittlerweile schwer, mundgeblasenes Glas von maschinell hergestelltem zu unterscheiden. Dennoch gibt es Bestellungen, die nach Handarbeit verlangen. So wie der Auftrag einer Herrenrunde, die bei Poschinger kürzlich sechs identische Cognacschwenker aus gelbem Glas bestellte. Ein altes war zu Bruch gegangen, der Satz sollte auf Vorrat komplettiert werden, um wieder in eine klobige Holzhalterung zu passen.

So viele Glasmacher und Glashütten mittlerweile verschwunden sind, so viele Glasveredler sind noch da. Kein anderes Material wird im Bayerischen Wald so oft weiterverarbeitet wie Glas. Es gibt Glasgraveure, Glasschleifer, Glasmaler – und Glaskünstler. Einer davon ist Erwin Eisch, der in den 1960er Jahren die Internationale Studioglasbewegung mitbegründete: Künstler produzierten mit kleinen »Studioglasöfen« das Material für ihre Werke selbst, Glas wurde als Medium verstanden, fernab von Nutzen und Zweckmäßigkeit. Eisch ist auch einer der Initiatoren des Glasmuseums in Frauenau, in dem heute viele seiner Arbeiten stehen. Nicht weit entfernt von dem Ort, an dem ein Pilzsammler einst eine Kiste Gläser fand. ■



Tatjana Kerschbaumer sollte in der Glashütte in Frauenau einen Glaskolben mit einer Hand halten. Er war 30 Kilo schwer, zu viel für sie. »Werden Sie doch lieber Schmuckdesignerin«, sagten die Arbeiter. Mehr als ein Spruch, einige Glasmacherinnen gehen diesen Weg, wenn die Kraft nicht reicht.

Geschmacksrichtung: Glücklich.

Große Geschichten stehen im



stern
Das Reporter-Magazin